



Julius Kardinal Döpfners Wirken als Herausforderung für die Kirche von heute

Reinhard Kardinal Marx

1. Die Gestalt Döpfners in seiner Zeit

In der Begrüßung wurde auf Lukas verwiesen. Lukas war kein Augenzeuge. Er hat sich auf die verlassen, die ihm etwas erzählt haben über Jesus von Nazareth. Ich will mich nicht mit dem heiligen Lukas vergleichen, aber in der Situation befinde ich mich auch: Ich muss mich auf die Zeitzeugen verlassen, auf Bücher, auf das, was ich lesen und hören kann, auf die Filme, die ich sehen kann. Und doch hat es möglicherweise Sinn, wenn der Nachfolger als Erzbischof von München und Freising etwas zur Gestalt Julius Kardinal Döpfners sagt im Blick auf die Herausforderungen der Kirche in unserer Zeit. Ich hätte mir niemals träumen lassen, als Student, als junger Priester, dass ich einmal hier stehen würde, um über Julius Kardinal Döpfner etwas zu sagen, dessen Tod mitten in meine Studienzeit fiel. Ich kann mich an die Erschütterung dieser Stunde als Student noch sehr gut erinnern.

Aber was kann uns diese Gestalt heute sagen? Welche Herausforderungen sind heute da, die dem ähneln, was in seiner Zeit auf der Tagesordnung stand, und welche Lehren können wir mit ihm zusammen ziehen?

1.1 Ein lernender Bischof in einer „neuen Welt“

Ich möchte in einem ersten Teil – ich bin kein Historiker und hier sind Fachleute, die das besser sagen können –, dennoch einen historischen Blick auf Julius Kardinal Döpfner werfen. Historische Größe ist ja von dreierlei abhängig, zunächst einmal davon, ob eine Persönlichkeit in sich Stärke, Überzeugungskraft, Begabung, Bildung, Authentizität hat. Das zweite, was hinzukommen muss, ist die Zeitstunde. Wir haben es gerade gehört – wie oft hat Julius Kardinal Döpfner die Formulierung gebraucht: „in dieser Stunde der Kirche“. Die Herausforderungen der Zeit sind unterschiedlich. Manchmal erlebt ein hochbegabter Mensch eine außerordentlich langweilige Zeit, und es kommt nicht das zum Tragen, was in einer herausfordernden Zeit vielleicht in ihm oder in ihr gesteckt hätte. Das dritte ist, ob jemand mit seinen großen Begabungen, mit seinen Fähigkeiten in der konkreten Situation die richtigen Antworten formuliert und diese Herausforderung annimmt. Dann entsteht historische Größe.

Den ersten und den letzten Punkt kann der Mensch selber beeinflussen und etwas dafür tun. Den Punkt der Zeitstunde kann er oder sie nicht selber bestimmen. Ich wage zu sagen, dass Julius Kardinal Döpfner diese Bewährungsprobe bestanden hat: Seine hohen Begabungen, die seit seiner Kindheit unbestritten sind, intellektuelle Begabungen, menschliche Begabungen; dann eine Zeitstunde, wie wir sie uns gar nicht wünschen können, die Kriegszeit, die Nachkriegszeit, dann die Aufbruchzeit des Konzils, die Auseinandersetzungen, die Spannungen, die damit zusammenhängen, die verschiedenen Bistümer, Würzburg, die Aufbaujahre, Berlin, die Zeit der Spannungen mit dem Kommunismus, und dann eben die Zeit im Erzbistum München und Freising. Also eine ganz bestimmte Zeitstunde, die wir heute noch als eine entscheidende Zeitstunde der Kirche sehen, auch im Rückblick nach 50 Jahren. Ich glaube, dass er diese Zeitstunde nicht nur gemeistert, sondern wirklich angenommen hat und so zur historischen Größe wurde.

Natürlich kann man fragen: Haben wir nicht jetzt schon genug über Döpfner erzählt in diesem Jahr? Selbst heute, als ich sagte, dass ich noch diesen Vortrag halten muss, hieß es: Da sind ja jetzt so viele Veranstaltungen gewesen, ist es nicht mal genug? Aber scheinbar nicht. Das zeigt, hier ist eine Person, die uns weiter fasziniert, weil diese Umstände, die Person und die Antworten, die sie gegeben hat, doch in einer überzeugenden Weise auch heute noch sprechend sind und uns etwas zu sagen haben. Das ist ein erster Gedanke, der uns natürlich als handelnde Akteure in der Kirche an führenden Positionen auch in Frage stellt und herausfordert, ob wir die Zeitstunde annehmen, ob wir uns in ihr bewähren.

Vielleicht noch drei Punkte im historischen Bereich: Julius Kardinal Döpfner war Bischof in einer neuen Welt, und was mich besonders an ihm fasziniert – in den letzten Monaten habe ich mich ja intensiver mit ihm beschäftigt –, ist die Bereitschaft zum Lernen. Er kam eigent-

lich, wenn man die ersten Briefe und Überlegungen genauer anschaut, aus einer durchaus traditionell geprägten, konservativen Kirchlichkeit. Aber schon in den ersten inneren und geistigen Auseinandersetzungen, etwa im *Germanicum*, wird deutlich, dass er nicht einfach mit dem zufrieden ist, was ist, dass er sich nicht einfach unterwirft, sondern dass er gestalten möchte. Dieses Motiv kann man in den Briefen an den Freund immer wieder feststellen, die Überlegungen, wie kann ich das in guter Weise aufgreifen, ohne revolutionär zu sein, ohne das Ganze in Frage zu stellen, aber auch nicht einfach in einer angepassten Weise mit zu schwimmen, sondern sich lernend auf den Weg zu begeben, die neue Zeit zu begreifen.

Das ist im Laufe seines Lebens so geblieben. Er hat ja manches – ich will auf die einzelnen biographischen Punkte nicht eingehen –, durchaus im Nachhinein bedauert, wenn wir an die ökumenische Situation in den 1950er Jahren denken; und er hat gelernt und später gesagt, manches würde er so nicht mehr tun. Ich möchte das – ich sage es ein wenig kühn, – eigentlich für mich auch so übernehmen. Ich hoffe, dass wir im Laufe unseres Lebens nicht einfach stehen bleiben, sondern dass die Dynamik unserer Biographie bis zum letzten Atemzug lebendig bleibt, und dass wir lernen, weiterlernen und uns auch einlassen auf die jeweils neue Situation. Das ist ein ganz wichtiger Punkt.

1.2 Konzil und Synode

Deswegen konnte Döpfner im Blick auf das Konzil eben auch (wenn man die Entwürfe anschaut, die Gutachten, die er schon vor dem Konzil geschrieben hat), eine Linie entdecken, die auf Veränderung aus war, die die Zeitstunde wirklich in sich aufgenommen hat. Es fasziniert, dass er wirklich die moderne Welt verstehen wollte, dass er sie nicht ablehnte, sondern dass er – auch in den Briefen an die Priester wird das deutlich – diese Zeitstunde als eine Herausforderung durch Gott selbst angesehen hat.

Ich will dazu ein Beispiel nennen: Er schreibt im Jahr 1963, also noch mitten im Konzil (mit meinen eigenen Worten hier sinngemäß zitiert): „Es ist gut, dass die Priester nicht mehr nur von ihrem Standesbewusstsein her Autorität beziehen, sondern dass sie sich menschlich bewähren müssen. Wie schlimm ist es, wenn ein Priester meint, nur weil er Priester ist, habe er eine Sonderstellung. Bitte gewöhnen Sie sich an den Gedanken und seien Sie nicht traurig darüber, sondern freuen Sie sich darüber, dass Sie sich jetzt menschlich bewähren, und dass das eine neue Zeit ist, die nicht negativ ist, sondern positiv.“

Das ist ein ganz kleines Beispiel, das deutlich macht, wie er die Veränderungen sehr frühzeitig wahrnahm, ehe, glaube ich, schon alle begriffen hatten, was die Zeitstunde geschlagen hat.

Ich bin überzeugt, dass nicht alle Priester damals, wie möglicherweise auch heute, über diesen Brief ganz erfreut waren, sondern dass sie das möglicherweise auch kritisch gesehen haben. Insgesamt habe ich den Eindruck gewonnen in der Lektüre der Briefe und Schriften von Julius Kardinal Döpfner, dass er sehr frühzeitig Veränderungen und Herausforderungen wahrgenommen hat.

Im Konzil und in der Synode hat er eine herausragende Rolle gespielt. All das muss ich hier nicht wiederholen, das ist historisch weitgehend erforscht, aber es harrt sicher auch noch weiterer Untersuchungen. Im Konzil und in der Synode hat er immer wieder versucht, und das ist der entscheidende Punkt, die Fäden zusammenzuhalten, die Dialogkräfte und das Ganze im Blick zu behalten, aber kontinuierlich seinen Weg zu gehen; sich nicht anzupassen, aber immer die andere Position mit im Blick zu halten und zu versuchen, eine Einheit sowohl auf dem Konzil wie auf der Synode möglich zu machen, eine Einheit, die für die Kirche lebensnotwendig ist. Sie ahnen schon, dass das Herausforderungen für heute sind, auf die ich aber dann noch genauer eingehen will.

1.3 Spiritualität des Kreuzes

Ein letzter Punkt im historischen Blick auf Julius Kardinal Döpfner: die Spiritualität des Kreuzes. Wir haben bei den Priestertagen einen guten Vortrag zur Spiritualität des Kreuzes bei Kardinal Döpfner gehört. Ich habe das Kreuz, das auch für ihn wichtig war, auf meinem Schreibtisch. Das ist ein ganz, ganz wichtiger Gedanke: Christus nichts vorziehen! Spiritualität des Kreuzes bedeutet aber auch eine gewisse Bereitschaft zum Leiden. Das Bild von Julius Kardinal Döpfner, das ihn nur als den siegreichen Kämpfer sieht, ist sicher nicht das Bild, das der Realität entspricht, aber das mögen die Zeitzeugen ergänzen.

Wir dürfen in dieser Stunde auch nicht verschweigen, dass er körperlich und gesundheitlich außerordentlich angeschlagen war, immer wieder, durch all die Jahre. Das, was viele gar nicht wahrgenommen haben, was er an Leistung und Arbeit seinem Körper abgetrotzt hat, auch gegen die Ratschläge der Ärzte, sollte man nicht vergessen. Diese Leidensgeschichte gehört auch mit dazu, und auch die Trauer über viele Ereignisse, die ihn belastet haben. Es wird ja erzählt, dass jemand ihn getroffen oder gesehen hat (die Ordensschwester glaube ich), als er den Kopf auf den Schreibtisch legt und fast in Tränen sagt: Was mache ich falsch? Warum mache ich das so, dass die Menschen es nicht akzeptieren und nicht sehen können? Wir dürfen also nicht verschweigen, dass dieser so starke, kämpferisch erscheinende Mann ein Mann

des Kreuzes war und das auch wusste und angenommen hat. Das gehört auch mit zum bischöflichen und priesterlichen Dienst.

2. Herausforderungen für heute

Welche Herausforderungen sehe ich für die Gegenwart? Aus dem großen Beispiel, aus diesem Zeugnis, das uns Julius Kardinal Döpfner gegeben hat, kann vielleicht das eine oder andere aus seiner Lebensgeschichte noch einmal aufleuchten und nachher auch durch die Zeitzeugen ergänzt werden, die das durch ihre Erfahrungen vielleicht belegen können.

2.1 Zeichen der Zeit „sub luce evangelii“

Ich möchte einen ersten Punkt nennen: Es bleibt die Herausforderung, die Zeichen der Zeit im Licht des Evangeliums zu deuten, also grundsätzlich die jetzige Zeit, die jetzige Stunde der Kirche, nicht als eine Schwierigkeit zu sehen, sondern als eine Herausforderung und eine Einladung. Gott stellt uns in diese Zeitstunde, damit wir uns in ihr bewähren, aber die Zeitstunde selbst ist immer auch die Zeit Gottes. Jedes Jahr ist ein Jahr des Herrn! Und diese positive Sicht fehlt manchmal. Ich will es so formulieren: Manche träumen von einer Restauration, aber Restauration wird es nicht geben, und Nostalgie ist eine Vorstellung, die nicht nur unrealistisch, sondern töricht ist. Es kann Renaissance geben, das heißt Wiedergeburt, Erneuerung aus den Quellen, aus den Erfahrungen der Heiligen, aus der heiligen Schrift, aber immer im Ja-Wort zu der Zeit, in der wir leben. Dieses beherzte Ja-Wort zur modernen Welt, zur modernen Zeit ist unbedingt notwendig, auch für die Evangelisierung. Die moderne Welt, in der wir leben, ist ein Fortschritt. Nicht in allen Punkten – aber bei aller Besinnung, die auch sehr stark auf das ausgerichtet ist, was in der Geschichte passiert ist und mich fasziniert, kann ich wenig mit einer Haltung anfangen, die frühere Zeiten für besser hält. Das ist eine unhistorische Sicht! Deshalb brauchen wir in der Kirche den beherzten Blick auf die Gegenwart und die Bereitschaft, diese Gegenwart anzunehmen, den Augenblick anzunehmen, in dem wir leben, und ihn zu deuten im Licht des Evangeliums. Die Zeichen der Zeit deuten im Licht des Evangeliums, so hat es das Konzil ja immer wieder gesagt, und das war auch Julius Kardinal Döpfner ein wichtiges Anliegen.

Die Zeichen der Zeit hat Johannes XXIII. in seiner Enzyklika „Pacem in terris“ auch schon genannt. Als Zeichen der Zeit hat er damals etwa die neue Stellung der Frau genannt, die Demokratie, die Menschenrechte. Ob das wirklich schon insgesamt in der Kirche so gedeutet

wird, ob wir wirklich die Kraft haben, aus dem Evangelium die Zeichen der Zeit zu deuten und nicht nur einfach, wie man heute so schön sagt, einer Mehrheit hinterherzulaufen? Die Mehrheit ist nicht unbedingt das Problem, sondern ob wir Zeichen sehen können, ob die Kraft des Evangeliums so stark in uns ist, dass wir erkennen, hier spricht jetzt eine neue Herausforderung zu uns.

Zu den neuen Herausforderungen gehört etwa die Globalisierung in dem Sinne, dass wir Weltkirche werden. Das sind wir noch lange nicht, dazu fehlt immer noch die Entwicklung von Strukturen der Begegnung; so sehr wir natürlich auch von der Fülle der Möglichkeiten einer Weltkirche immer wieder fasziniert sind. Aber: Wir sind eine Weltkirche, die ohne Vergleich mit anderen internationalen Organisationen ist, eine geistlich großartige Wirklichkeit, doch wir sind noch nicht auf dem Niveau, auf dem wir sein könnten als Weltkirche. Wir können und müssen uns im 21. Jahrhundert noch weiterentwickeln. Das ist eine Herausforderung, ein Zeichen der Zeit, und die katholische Kirche, die so universal präsent ist, hat hier eine Aufgabe. Wenn sie darin versagt, wenn sie in Engstirnigkeit, rückwärtsgewandter Orientierung, in Nationalismen zurückfällt, hat sie die Zeitstunde verraten. Das kann nicht sein. Dass ein neuer Papst aus Lateinamerika kommt, ist eine Verstärkung einer solchen globalen Sicht, die aber herausfordernd ist.

Julius Kardinal Döpfner hat diese Haltung, glaube ich, wirklich gelebt. Er hat sich nicht zurückgeträumt in Vergangenheiten und hat auch nicht eine Zukunftsvision von Kirche entfaltet, wie sie einmal in hundert Jahren sein sollte, sondern er hat sich der Zeitstunde gestellt. Das hört sich eigentlich selbstverständlich an, ist es aber nicht. Es ist eine starke spirituelle und theologische Aufgabe.

2.2 **Liebe zur Kirche in ihrer konkreten Gestalt**

Ein zweiter Punkt, der mich bei ihm fasziniert, und der sicher gerade auch in den aktuellen Diskussionen, die wir erleben, wichtig ist: die Liebe zur konkreten Kirche. Die Liebe zur Kirche, das ist ein Wort geworden, das manchen fremd erscheint. Kann man die Kirche lieben in ihrer konkreten Gestalt, nicht als Wunschkirche, die wir uns erträumen, sondern in der konkreten Gestalt? Das ist ja die katholische Sicht der Kirche, dass die Kirche Jesu Christi – wie es im Konzil heißt – subsistiert in der katholischen Kirche, nicht identisch ist, aber doch subsistiert, wirkmächtig gegenwärtig ist. Ich glaube, man kann sagen, Julius Kardinal Döpfner hat an dieser konkreten Kirche, wahrscheinlich auch an sich selber und seinen beschränkten Möglichkeiten, gelitten. Das ist keine Frage und das, glaube ich, geht jedem so, der wirklich

mit Herz und Seele ein Amt in der Kirche übernimmt: Er wird sich immer auch reiben an dem, was er selber ist und dem, was ihm begegnet. Das kann nicht anders sein. Und trotzdem besteht der Anspruch, diese konkrete Kirche zu lieben, in der konkreten Gestalt: Ihm ist es gelungen.

Wenn ich an die vielen Auseinandersetzungen denke, innerhalb der Kirche, aber auch mit den römischen Behörden: Das war für ihn ja nicht nur einmal, sondern immer wieder der Fall und zwar in heftigster Weise, wie wir heute aus den Akten wissen. Oder denken wir auch an die „Causa Limburg“ in anderer Weise, die in den 1970er Jahren ein Thema war, wo Döpfner damals im Blick auf Bischof Wilhelm Kempf eingreifen musste. Das waren alles Ereignisse, in denen er sich voll engagieren musste, auch kritisch sein musste, aber immer in großer Loyalität und Gemeinschaft mit der konkreten Kirche. Er hat sich nicht davon abbringen lassen, dass in dieser konkreten „katholischen“ Kirche wirklich die Kirche Christi gegenwärtig ist.

Mir ist das ein ganz wichtiger Gedanke, und deswegen meine ich, sollten wir das auch in die Herausforderungen für heute hineinnehmen, denn es gilt heute genauso. Die heftigen Auseinandersetzungen, die wir noch erleben werden, werden das zeigen. Wie eine globale Kirche entsteht, wie Einheit und Vielfalt zusammenkommt, wie wir unterschiedliche Positionen miteinander versöhnen können, wie wir zu Ergebnissen kommen, wie wir Beratungen führen, wie wir Synoden, Konzilien organisieren, all das wird auch zu Prozessen führen, die Leiden hervorrufen und bitter sein können. Da möchte ich von Julius Kardinal Döpfner lernen, nicht zu verbittern, nicht aufzugeben, sondern mutig zu bleiben, ohne selbstgerecht zu werden, ohne zu meinen, wir wüssten genau, wie die Kirche auszusehen hat. Aber doch dafür zu kämpfen, dass wir die Auffassung, die uns im Gebet und im Nachdenken, in der geistlichen und theologischen Reflektion geschenkt ist, einbringen müssen, dass wir keine Angst haben dürfen vor – ja, ich will es einmal so formulieren – einem Streit in der Kirche, wenn er denn ein wirklich geistlicher Streit ist, der auch die Unterschiede aushält. Ich glaube nicht, dass wir das schon erreicht haben. Ich erlebe selten so viel Bitterkeit wie in innerkirchlichen Auseinandersetzungen, auch Intrigen. All das damals wie heute.

Zu lernen, in einer offenen Gesellschaft eine Kirche zu sein, die zusammensteht, aber auch streiten kann und in einer guten Weise Unterschiede erträgt, ist eine riesige Herausforderung. Da sehe ich gerade für die aktuelle Situation, in der wir uns befinden, gelegentlich auch in unseren Pfarreien, einen ganz wichtigen Impuls aus dem Lebenszeugnis Julius Kardinal Döpfners: nicht traurig zu werden. Wie viele Christen sind jetzt in den letzten Monaten, aber auch früher schon, einfach traurig geworden und leiden an ihrer Kirche. Da zu helfen, dass das, was konkret immer wieder passiert – auch an Bitterem, an Enttäuschungen, an Wunden, die man

sich gegenseitig zufügt, auch in der Kirche –, nicht dazu führen darf, dass wir traurig werden und verbittern, das ist eine große, große Aufgabe.

Und dies sehe ich auch als Aufgabe des Bischofs an, sozusagen die Herde zusammenzuhalten, zu ermuntern, vielleicht auch einmal zu sagen „Ausg'redt is!“, aber doch immer wieder zusammenzuführen, so dass diese konkrete Gestalt der Kirche auch wirklich trotz allem in allem liebenswert bleibt und dass wir miteinander zu der Überzeugung kommen: Wir werden nicht von dieser Kirche lassen. Wir lassen uns nicht durcheinanderbringen durch Einzelereignisse, sondern wir gehen immer wieder von neuem aufeinander zu. Ich meine, wenn ich die Geschichte Julius Kardinal Döpfners ansehe, dass man das von ihm lernen kann: nicht aufzugeben. Es ist ihm nicht immer leicht gefallen; das wissen wir aus den Zeugnissen. Aber er war ein Mann, der immer wieder angefangen hat, den Weg zu gehen.

2.3 Spannung zwischen Strukturen und Charisma

Einen dritten Punkt möchte ich nennen, auch das etwas sehr Aktuelles, was sowohl in einem Bistum wie auch in der Weltkirche von Bedeutung ist. Ich will es einmal so nennen: die Spannung zwischen Strukturen und Charisma. Es ist ein altes Thema der Theologie, und immer wieder neigt man zu der einen oder anderen Seite. Sympathischer klingt natürlich „Charisma“; das ist klar. Aber so einfach hat es sich Julius Kardinal Döpfner nicht gemacht. Er wusste, die katholische Kirche ist auch eine Kirche der Institution, sie muss Strukturen haben, sie braucht Kirchenrecht, sie braucht Ordnung. „Vergebens werden ungebundene Geister nach der Vollendung reiner Höhe streben“ heißt es bei Goethe in seinem Gedicht *Natur und Kunst*, „und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben“. Diese Vorstellung, dass die Kraft des Geistes, das, was in der Kirche lebendig ist, auch eine Ordnung braucht, um beständig oder nachhaltig zu sein, ist bei Döpfner sehr deutlich. Das geht bis in die Diskussion über die Geschäftsordnung des Konzils und der Synoden hinein. Er hat sich um diese Details gekümmert, es hat ihn interessiert, weil er wusste, wenn das nicht gut überlegt ist, dann kann man so charismatisch sein, wie man will, dann kommt man nicht zu Ergebnissen.

Das vermisse ich bei einigen heute, dieses Bewusstsein, dass das zusammengehört. Nicht das eine gegen das andere ausspielen. Natürlich brauchen wir Strukturen, Absprachen, Regeln, wir brauchen auch eine Diskussion über die Weiterentwicklung des Kirchenrechts; es muss ja nicht stehen bleiben. Ohne solche institutionellen Rahmenordnungen kann die Kirche nicht nachhaltig werden und in die Generationen weiter getragen werden, wie die Kirchengeschichte zeigt. Döpfners Idee, etwa in unserem Erzbistum die Seelsorgeregionen auf den Weg zu

bringen, war eine strukturelle Überlegung, die aus der Zeitstunde heraus entstand, die aber der Seelsorge dienen sollte, die nicht das charismatische Element erstickte, sondern es nachhaltig und unabhängig von spontanen Erfahrungen machen sollte.

Ich weiß, das ist ein großes theologisches Thema, das ich hier nur anreißen kann. Aber ich glaube, für die Zukunft der Kirche ist es von außerordentlicher Bedeutung, auch im Blick auf unsere Pfarreien, auch im Blick auf die Weltkirche. Wie wird die Struktur etwa der Kurie aussehen? Wie kann man dort Ordnungen schaffen, die dem Petrusdienst zugeordnet sind? Ich will das noch einmal im Blick auf die Globalisierung nennen: Eine Zentrale in Rom ist ja nicht so organisiert, oder sollte nicht so organisiert sein wie die Zentrale eines Unternehmens. Die Kirche ist kein Unternehmen. In meinen früheren Jahren – bevor ich Bischof wurde und noch in dem Sozialinstitut „Kommende“ tätig war –, habe ich mich dabei ertappt, dass ich sehr fasziniert war von Vergleichen mit der Wirtschaft. Eben weil ich viel damit zu tun hatte, hatte ich den Eindruck, wir müssen von der Wirtschaft lernen, wir sind etwas hinter dem Mond, wir müssen modernisiert werden im institutionellen Bereich usw. Wenn man dann länger als Bischof tätig ist, wird man da etwas zurückhaltender. Die Analogie mit Wirtschaft und Unternehmen wird leider übertrieben, sowohl in der Politik wie in der Gesellschaft. Die Logik von Märkten und unternehmerischen Aktivitäten hat sich voll ausgebreitet, dominiert praktisch den gesamten Diskurs, so dass man auch in Diskussionen immer wieder hört, welche Maßnahmen müssen ergriffen werden, welche Zielvorstellungen sind da, wie wird das gemessen, wie kann ich die Ergebnisse festhalten. Ich sage nicht, dass das völlig verkehrt ist, aber wir dürfen das nicht zum dominanten Prinzip machen.

Die Kirche ist eine globale Gemeinschaft, aber eben kein Weltunternehmen. Die Bistümer sind keine Filialen, die auf Tagesbefehle warten, sondern, wie es in einer ganz eigentümlichen Weise das Konzil gesagt hat, die katholische Kirche besteht in und aus Ortskirchen, und die universale Kirche ist nicht die Kirche Roms. Rom ist ein Bistum. Die universale Kirche ist mehr. Sie ist das Ineinander von Orts- und Weltkirche, das nicht von oben nach unten organisiert ist, wie aber selbst viele Katholiken meinen, sondern eine eigene Wirklichkeit. Beide können nicht voneinander lassen: Die Ortskirche kann nicht ohne die Weltkirche sein, aber die Weltkirche auch nicht ohne die Ortskirche.

Dies strukturell zu fassen, so dass der Dienst des Petrus-Nachfolgers auch wirklich zu einem universalen Hirtendienst werden kann, dazu braucht man selbstverständlich strukturelle Überlegungen. Das kann man nicht nur von spontanen Einfällen abhängig machen. Die spontanen Einfälle braucht man aber und – Gott sei Dank – haben wir einen Papst, der viele Einfälle hat. Aber er sieht auch – und deswegen hat er diese Gruppe der Kardinäle einberufen –, dass man

in einer nachhaltigen Weise überlegen muss, wie das Ineinander von Orts- und Weltkirche organisiert werden kann, auch in der römischen Kurie, die in besonderer Weise dem Papst, aber auch der Weltkirche zugeordnet ist. Wie kann das organisiert werden, wie kann das effizient gestaltet werden? Ich will darauf nicht im Einzelnen eingehen, denn das wäre ein eigenes Thema. Aber es ist notwendig und wir brauchen Erneuerung. Darauf haben Professor Hans Maier und andere ja auch immer wieder hingewiesen, und in eine solche Richtung gehen selbstverständlich auch die aktuellen Diskussionen.

Ich glaube, Julius Kardinal Döpfner hat uns gezeigt, dass dies zusammengehört: Strukturen und Charisma. Auch beim Konzil brauchte es das charismatische Element, aber auch eine ordentliche Geschäftsordnung und ein Ziel. Man kann nicht einfach zehn Jahre reden, sondern man muss irgendwann zu Ergebnissen kommen, die sich sehen lassen können. Diese Ungeduld, von der manche Zeitzeugen wahrscheinlich erzählen können, führte dazu, dass man bei Döpfner spürte, er will auch etwas festhalten, will etwas beständig werden lassen. Und dazu braucht man auch Strukturen.

Wie die Strukturen der Kirche auf Weltebene und auf Bistumsebene aussehen, ist noch nicht zu Ende gedacht, sondern darüber müssen wir weiter sprechen und überlegen, was die Zeitstunde uns dazu sagt. Dabei wird ein wichtiger Punkt sicher die globale Situation sein. Denn keine andere Gemeinschaft hält so wie die katholische Kirche daran fest, dass es die eine Weltfamilie gibt. Und diese soll sich in einer Gemeinschaft zeigen, die von sich behauptet, dass sie eine ist mit dem Tellerwäscher in Neu-Delhi und dem Professor in Manhattan, dass sie wirklich eine Gemeinschaft ist. Natürlich ist das soziologisch Unsinn, so hat es mir ein Soziologe einmal gesagt, es kann ja gar nicht möglich sein, dass so etwas eine Einheit ist. Wir halten aber daran fest, dass es möglich ist, doch eine Gemeinschaft zu sein, die für die ganze Welt zeigt: Es gibt diese Menschheitsfamilie.

Das ist eigentlich gemeint mit den Worten des Konzils, dass die Kirche Instrument der Einheit, Werkzeug, Sakrament der Einheit der Menschen untereinander sein soll, und zwar global – und der Einheit mit Gott. Dass das nie alle Menschen sichtbar umfasst, jedenfalls auf absehbare Zeit, ist uns klar. Also muss die Kirche zeichenhaft inmitten der Welt darstellen: Es gibt diese Menschheitsfamilie aus allen Kulturen und Völkern und Sprachen. Sie sind sich nicht feind, sondern sie gehören zusammen, und sie stellen das dar, was ihnen geschenkt wurde durch den lebendigen Gott in Christus und durch sein Kreuz und seine Auferstehung hindurch.

Das dann auch noch einmal arbeitsmäßig strukturell abzubilden, ist eine wichtige Herausforderung der jetzigen Zeitstunde, und da sind wir noch nicht am Ziel angekommen. Wir begin-

nen wirklich, so glaube ich, nicht nur mit einer Internationalisierung der Kurie, denn es ist noch nicht damit getan, möglichst viele Bischöfe aus der ganzen Welt dort zusammen zu bringen. Sondern es geht doch darum: Wie wird zusammengearbeitet? Wie wird ausgebildet? Wie wird auch in einer gewissen Weise das Element der Laien, der Männer und Frauen, verstärkt? Wie wird Fachkompetenz hineingenommen? Eine gewisse, das sage ich ganz offen, Entklerikalisierung der Kurie ist notwendig und gut.

2.4 Spannung zwischen Einheit und Vielfalt

Ein vierter Punkt, der herausfordernd und auf der Tagesordnung ist: Ich habe es eben angedeutet, es ist auch ein Wort, das relativ leicht von der Zunge geht, aber wenn man dann ins Detail geht – der Teufel steckt im Detail, aber der liebe Gott manchmal auch –, muss man genau hinschauen. Es ist das Spannungsfeld von Einheit und Vielfalt. Leicht gesagt: Einheit in der Vielfalt. Ja, das wollen wir alle. Aber wie macht man das, wie gestaltet man das? Das wird eine große Frage sein, denn die moderne Welt ist eine vielfältige Welt. Wir haben keine homogenen Welten mehr. Natürlich haben wir insgesamt auch noch homogene Teilwelten, aber Schritt für Schritt, das ist meine Überzeugung, werden hoffentlich alle Kulturen pluraler, demokratischer, freiheitlicher werden. Das ist doch vom Evangelium her ein Fortschritt, so denke ich jedenfalls. Ob das so kommt, und wie das kommt, ob es noch große Auseinandersetzungen darum gibt, kann ich nicht sagen.

Aber wir möchten doch, dass Menschen in Freiheit leben, sich in Freiheit entscheiden. Wenn man eine Kultur der Freiheit will, und die ist vom Evangelium her geboten, dann ist Vielfalt die Folge, denn Freiheit bedeutet, der eine entscheidet so, der andere anders. Also gehen wir Schritt für Schritt, durch welche Umwege und – wie man nach Samuel Huntingtons Buch „The Clash of Civilizations“ sagen kann –, durch welche „clashes of civilizations“ auch immer hindurch auf eine Gesellschaft der größeren Freiheit, der Pluralität, der Vielfalt zu.

Das ist eine relativ neue Erfahrung, jedenfalls für die Kirche insgesamt, das wirklich innerlich anzunehmen. Denn natürlich ist die Glaubensweitergabe in der Vergangenheit wesentlich durch die Familie in überschaubaren Verhältnissen erfolgt. Vor 50, vor 80 Jahren haben viele Menschen in Bayern wahrscheinlich ihr Dorf das ganze Leben lang nicht verlassen und dort den Glauben und die Kultur miteinander geteilt in einer Selbstverständlichkeit, die unhinterfragt war, vielleicht auch manchmal erlitten war, wie wir aus vielen Biographien wissen. Wir wollen das nicht glorifizieren; dazu besteht überhaupt kein Anlass. Aber diese Zeit wird nicht wiederkommen, und unsere eigene ideale Welt, die wir uns vorstellen, an dieser Zeit zu mes-

sen, und zu sagen, eine homogene, übersichtliche, nicht so komplexe Welt wäre uns eigentlich lieber, ist ein Nicht-Annehmen der Zeitstunde, ist Flucht in eine Welt, die es nicht geben wird. Wir dürfen sogar hinzufügen, müssen hinzufügen: eine Welt, die wir auch nicht wollen. Denn die Freiheit gehört, ich sage es noch einmal, zum Kernbestand des christlichen Menschenbildes.

Das christliche Menschenbild, also die Gottebenbildlichkeit des Menschen, die ja nicht nur für Christen gilt, sondern für alle Menschen, bedeutet nicht: Wir sind gottebenbildlich, weil wir eine Nase haben und zwei Augen und zwei Ohren. Sondern weil wir frei sind, weil wir Verantwortung übernehmen können, weil wir geistige Wesen sind, weil wir Gut und Böse unterscheiden können, weil wir ein Gewissen haben, weil wir lieben können. Deswegen ist es so wichtig, die Freiheit positiv zu sehen. Und wenn ich das tue, muss ich mit Pluralität, mit Entscheidungen, die unterschiedlich fallen, in der Familie, in der Kultur und auch in der Kirche umgehen.

Das ist ein Gewöhnungsprozess und eine Schwierigkeit, denn natürlich ist die Einheit eine Faszination und auch ein Traum. Ich will jetzt nicht ins Philosophische hineingehen; natürlich könnte man bei Platon anfangen. Ja, das steckt in allen unseren Überlegungen drin: eins sein. Aber ist das wirklich das Ideal? Ich bin anderer Meinung. Gott hat nicht die Einheit, sondern die Vielfalt gewollt, sonst brauchte er ja nicht die vielfältigen Möglichkeiten eröffnen, auch für die Menschen. Nicht die Einheit ist das Ziel, sondern die Vielfalt, aber die Vielfalt in Liebe. Das ist das Programm Jesu.

Wie kann man das in eine konkrete Welt, in die Kirche übersetzen, wie kann die Kirche das positiv aufgreifen? Wo kann man die Grenzen ziehen und sagen, hier ist die Einheit verletzt? Denken Sie an das ökumenische Gespräch. Wie viel Einheit brauchen wir in der Ökumene, wo sind Anerkennungen möglich, die andere Wege akzeptieren, aber nicht die Grundoption der sichtbaren Einheit gefährden? Ich habe keine endgültige Antwort, aber sehe voraus, dass diese Spannungen eher größer, nicht kleiner werden und dass wir uns darüber austauschen müssen.

Für diese Diskussion ist ein Begriff von außerordentlicher Bedeutung. Er ist viel strapaziert und war auch für Julius Kardinal Döpfner sehr wichtig: der Begriff des Dialogs. Schon von Paul VI. her und im Konzil ist es eines der häufigsten Worte, die innerkirchlich gebraucht, aber, so habe ich immer wieder den Eindruck, am wenigsten erreicht werden. Was ist das eigentlich: Dialog? Ich erlebe Streitgespräche, die hitzig sind, aber ein Dialog? Und ich schließe mich da gerne ein. Beim sogenannten Dialogprozess der Deutschen Bischofskonferenz hatten wir eine kleine Arbeitsgruppe, in der es um Liturgie ging und es gab Fragen, die schwierig

formuliert waren. Und schon war ich ungeduldig und sagte: Jetzt fange ich mal an, wer macht das jetzt, wer schreibt jetzt mit und so weiter. Und da sagte einer zu Recht: Herr Kardinal, hören Sie doch erst einmal zu. Da habe ich ein bisschen geschluckt, aber ich dachte: Mensch, der Mann hat doch Recht. Das war einfach wieder die Ungeduld, zu sagen, einer muss das jetzt hier machen, sonst kommen wir nicht voran. Diese Geduld zu haben, auch auf den anderen zu hören und auch einmal auszuhalten, dass jetzt zehn Minuten jemand etwas sagt, was mir eigentlich überflüssig erscheint, weil es schon tausend Mal gesagt wurde: Ich gebe zu, dass mir das nicht so leicht fällt, und ich denke, das ist bei anderen auch so. Dialog in der Kirche ist eine hoch spirituelle Aufgabe, die wir noch nicht verwirklicht haben. Darüber müssen wir nachdenken.

Auch bei den Diskussionen in unserem diözesanen Zukunftsforum oder beim Reflektionsgespräch mit der diözesanen Delegation, die beim Dialogforum in Stuttgart dabei war, haben wir noch einmal lange darüber gesprochen: Wie seht ihr das und welche Erfahrungen macht ihr? Da sagte eine der Teilnehmerinnen auch, dass sie den Eindruck hatte, einige sind hingefahren, um ihre Positionen durchzusetzen. Das ist natürlich noch kein Dialog. Dialog sollte ja bedeuten: Ich bin neugierig und will auch wirklich innerlich aufnehmen, was der andere denkt, und nicht eine Gruppe um mich versammeln, damit ich meine Positionen durchsetzen kann. Das gilt für alle Seiten, das ist jetzt nicht rechts-links oder konservativ-progressiv zu verteilen. Deswegen meine ich, wenn wir Einheit und Vielfalt in ein gelingendes Miteinander bringen wollen, ist die Kunst des Dialogs von außerordentlicher Bedeutung. Kardinal Lehmann hat einmal bei der Bischofskonferenz – ich kann mich erinnern, da war ich noch junger Weihbischof –, einen großen Vortrag über den Dialog gehalten. Das war natürlich eine sehr gute, ausgezeichnete theologische Abhandlung. Aber wir brauchen, glaube ich, eine Praxis des Dialogs, die aus einer theologischen Reflexion folgt.

2.5 Weg des Einzelnen und Gehorsam des Glaubens

Ein fünfter Punkt, der bei Julius Kardinal Döpfner auch wichtig ist und das Feld von Pluralität, Einheit und Vielfalt noch ein wenig ergänzt: der Einzelne und der Gehorsam im Glauben, das Gewissen. Sie alle kennen aus der Historie die Auseinandersetzung um „*Humanae vitae*“. Das war eine besondere Herausforderung, die Döpfner ganz gefordert hat, wo wirklich – wenn wir das mit den aktuellen Debatten vergleichen –, noch viel mehr auf dem Spiel stand, viel mehr diskutiert wurde, es auch eine schärfere Auseinandersetzung war. In all dem hat er versucht, die Problematik mit einem Blick auch auf das Gewissen zu lösen. Was ist Gehor-

sam, und was ist die Entscheidung im Gewissen jedes einzelnen Christen? Auch diese Diskussion ist noch nicht zu Ende. Wir werden das in den nächsten Monaten und Jahren erleben, auch in der Diskussion etwa um die wiederverheirateten Geschiedenen und in vielen anderen Fragen. Die Frage des Gewissens wird dort zum Tragen kommen: Wie kann ich das Gewissen so deuten und verstehen, dass ich nicht in den Verdacht komme, damit zu sagen, dass es so-wieso nur eine Meinung oder ähnliches ist?

Nein, Gewissen hat eine ganz andere Qualität. Ich glaube, dass sich in dieser Frage in einer modernen Gesellschaft sehr viel ereignen wird. Professor Gründel, der hier ist, könnte als Moraltheologe dazu einiges sagen. Ich sehe jedenfalls – schon in einem allgemeinen Blick –, dass hier ein ganz wichtiger Punkt liegt, um Kirche für Menschen als Möglichkeitsraum ihres Lebens erfahrbar zu machen. Deswegen müssen wir auch stärker über Gewissensbildung und Gewissen nachdenken, über die persönliche Entscheidung, die nicht einfach darin besteht zu sagen, was ich persönlich glaube und zu meinen, das bestimme ich selber. Das ist keine richtige Haltung. Aber umgekehrt kann es nicht so sein, dass man meint, das Lehramt bestimmt und die Gläubigen gehorchen. Das entspricht auch nicht der historischen Wahrheit der Entwicklung des Glaubens, wo es immer Dialog, Diskussion, theologische Debatte gab, bis es erst dann zu einer Entscheidung kam und eine Glaubensüberzeugung wirklich rezipiert war.

2.6 Die arme und barmherzige Kirche

Und einen letzten Punkt möchte ich nennen, der mir auch in den Briefen Döpfners an die Priester aufgefallen ist. In einem dieser Briefe, ich glaube noch in den 1960er Jahren, schreibt er von der armen Kirche. Es ist ein Rückblick auf das Konzil und er sagt (sinngemäß zitiert): „Wir müssen das Thema Armut intensiver behandeln. Und ich weiß, liebe Mitbrüder, das betrifft mich auch selbst, das betrifft uns als Bischöfe.“

Ich habe das mit großem Interesse gelesen. Es geht nicht darum, dass die Kirche nichts hat – denn dann kann sie auch nichts geben –, aber so wie die nach außen sichtbare Gestalt der Kirche ist, das hat Döpfner umgetrieben, das hat ihn bewegt. Das Thema Armut war ja im Konzil ein Thema. Der Kardinal von Bologna hat es eingebracht, und es ist dann ja nur an einer Stelle in dem ganz berühmten Abschnitt von *Lumen gentium* 8 wieder aufgetaucht – in dem vieles andere steht, auch die großen dogmatischen Aussagen –, aber in dem es dann eben auch heißt: „wie aber Christus den Weg der Armut gegangen ist, so ist die Kirche gerufen, denselben Weg einzuschlagen“. Das ist (in eigenen Worten zitiert) die Stelle aus *Lumen gentium* 8, auf die sich auch Julius Kardinal Döpfner beruft. Auch auf diese Herausforderung habe ich jetzt keine

endgültige Antwort, sondern ich spüre nur – und nicht nur wegen Papst Franziskus, sondern wir sprechen ja über Julius Döpfner, der das schon in den 1960er Jahren gesagt hat – eine Herausforderung.

Und auch die Rede von der barmherzigen Kirche: Was heißt das? Wir werden das im Blick auf dieses Pontifikat vielleicht noch intensiver diskutieren. Das schöne Buch von Walter Kardinal Kasper über Barmherzigkeit kann ich wirklich nur empfehlen. Aber was heißt das? Es bedeutet eben nicht eine Kirche, die nichts hat, und nicht eine anspruchslose Kirche, die allem zustimmt. Das ist eben nicht gemeint. Aber wie können wir eine arme, barmherzige Kirche sein, die anspruchsvoll ist, aber deutlich macht, dass niemand, der sich Gott zuwendet, in welcher Lebenssituation er auch ist, aus der Liebe Gottes herausfällt? Und dass die Kirche nicht das Recht hat, jemandem zu sagen – ich sage es jetzt einmal ein wenig predigtmäßig: „dich liebt Gott nicht mehr“. Was bedeutet es, dass das nicht möglich ist? Ich vermute, dass Julius Kardinal Döpfner dies auch so sagen und mittragen würde.

3. Grundsätzliche Perspektiven

Abschließend einige grundsätzliche Perspektiven: Ja, die Kirche sollte lernen. Und das erlebe ich eigentlich auch, wenn ich die Schriften und Briefe von Döpfner lese: Kirche sollte so leben und arbeiten, dass ihr bewusst ist, dass sie für die Menschen da ist. Das ist ja auch das, was Papst Franziskus und was alle Päpste im Grunde gesagt haben. Aber vielleicht ist das jetzt noch einmal besonders deutlich geworden durch bestimmte Zeichenhandlungen. Auch, dass die Sakramente für die Menschen da sind; sie sind keine Fleißkärtchen für gutes Christsein, keine Belohnungen, sondern, wie es in der Ökumene-Konstitution, im Dekret „Unitatis redintegratio“, des Konzils heißt: Sie haben – auch die Eucharistie etwa – einen medizinischen Charakter. Sie sind Nahrung für die Seele, damit wir Hoffnung behalten, damit wir lieben können. Das ist ein wichtiger Aspekt der Sakramente: eine positive Verstärkung.

3.1 Kirche und Sakramente „propter homines“

Ich habe in der Bischofskonferenz einmal gesagt, dass ich die Philosophie des Kirchenrechts nicht so verstehe, dass darin steht, wie wir möglichst vielen Menschen den Zugang zu den Sakramenten verwehren können. Das ist nicht die Philosophie des Kirchenrechts, sondern: Wie können wir möglichst vielen den Zugang ermöglichen? Das ist die Philosophie, und die muss auch deutlicher, stärker und klarer gesagt werden. Ich denke, Papst Franziskus tut das auf sei-

ne Weise und wir sollten uns alle darum bemühen, auch wenn es nicht schon Lösungen für alle möglichen Fragen gibt. Aber die Kirche und die Sakramente sind für die Menschen da! Das ist ja ein großes Motiv des jetzigen Papstes: Wenn die Kirche auf Selbsterhaltung ausgeht, auf Narzissmus, und sich selbst für toll hält und sich selbst feiert, dann ist sie nicht das, wozu sie eigentlich gesandt ist.

3.2 **Sprache und Stil der Evangelisierung**

Ein zweite grundsätzliche Perspektive, auch das von Julius Kardinal Döpfner inspiriert: die Sprache und der Stil der Evangelisierung. Sprache und Stil sind sehr wichtig: Wie wird gesprochen, wie wird gepredigt, wie wird verkündet? Ist das eine abgrenzende, behauptende Sprache, eine Sprache, die Diskussionen beendet oder die Einladungen ausspricht zu einem gemeinsamen Weg? Evangelisierung kann doch nicht bedeuten: Wir wissen es und wir müssen es den anderen geben, sondern wir laden ein zu einem gemeinsamen Weg. Ich möchte sehr empfehlen – wie ich es schon öfter getan habe –, das großartige Buch des Philosophen und Theologen Tomáš Halík „Geduld mit Gott“ zu lesen. Er hat verstanden, welche Sprache und welcher Stil notwendig sind in einer Welt, die nicht Behauptungen hören will, sondern die Einladungen zum Mitgehen braucht, ohne dass wir die Substanz unseres Glaubens aufgeben. Aber wir bleiben doch alle Suchende. Wir sind doch nicht Wissende.

Manchmal stört mich das sehr, wenn so getan wird, als hätten wir einen Thesaurus, und die anderen müssen das übernehmen, und wir tun alles, um sie dahin zu bringen. Das heißt, die Evangelisierung wird zum Kommunikationsproblem reduziert: Wir wissen es ja, aber wir wissen nicht, wie wir an die Leute herankommen, heißt es dann. Wie können wir die Jugend wieder in die Kirche kriegen? Aber dahinter steht doch nicht das Interesse zu erfahren, was jetzt gut für die Jugend ist und was sie bewegt, sondern das Interesse ist eigentlich, wie können wir so weitermachen wie bisher. Jedenfalls glaube ich, wir sollten unsere Sprache und den Stil der Evangelisierung anschauen.

4. **Zum Schluss**

Abschließend: Ich glaube, ich habe nur ein paar Punkte genannt, warum und worin Julius Kardinal Döpfner in den großen Linien, in der Art und Weise, wie er seine Zeit aufgegriffen hat, mir jedenfalls ein Vorbild geworden ist. Früher habe ich mich nicht so intensiv damit beschäftigt, jetzt schon. Ich behaupte nicht, dass ich schon in seinen Spuren ginge; das heißt, in

seinen Spuren muss ich ja gehen, das ist klar, da kann ich nicht raus; wir kommen nicht aus den Schuhen unserer Vorgänger heraus, wir müssen den Weg weitergehen mit der Geschichte, zu der unsere Vorgänger gehören. Aber ich bin dankbar dafür, dass ein solcher Vorgänger, für mich jedenfalls, auch eine Quelle der Inspiration und der Ermutigung ist.

Für die Drucklegung wurde der Vortrag leicht bearbeitet, wobei der Charakter der freien Rede beibehalten wurde.

Erschienen in „zur debatte“, Ausgabe 7-2013